

Walter Kaufmann

KAUF MIR DOCH EIN KROKODIL



Impressum

Walter Kaufmann

Kauf mir doch ein Krokodil

Geschichten

ISBN 978-3-86394-565-7 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1982 in der EDITION HOLZ im Kinderbuchverlag Berlin.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Foto: Barbara Meffert

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Suche nach der Herkunft

Als ich acht Jahre alt war, geriet ich einmal mit unserer Hausgehilfin Hilde, die ich liebte, so sehr in Streit, dass sie schließlich rief: „Nun aber genug! Du hast mir überhaupt nichts zu sagen - Adoptivkind, du!“

Ich verstummte. Etwas Unheimliches lag in dem Wort, dessen Bedeutung ich nicht verstand. Ich bedrängte meine Eltern, die sich aber auf keine Erklärung einließen - „später, Junge, wenn du älter bist.“ Ihr Ausweichen stimmte mich nachdenklich, noch nachdenklicher machte mich, dass die Mutter von Ungehörigkeit, ja geradezu einer Anmaßung der Hausgehilfin sprach. Was konnte sie nur so aufgebracht haben?

Es dauerte eine Weile, bis ich mich beruhigt hatte und die Sache zu vergessen suchte. Fortan aber lag ein Schatten über meinem Verhältnis zu ihr - auch mein Verhältnis zu Hilde blieb getrübt, obwohl sie das Wort Adoptivkind in meinem Beisein nie wieder fallen ließ. Doch einmal vernommen, musste es jahrelang in mir nachgewirkt haben, denn als ich, fünfzehnjährig, mit einem Flüchtlingstransport jüdischer Kinder den Nazis entkommen konnte, sagte ich beim Abschied auf dem Bahnsteig zu meiner Mutter: „Brauchst nicht traurig sein - ich bin doch gar nicht dein Kind!“

Sie wird diese Worte bis zu ihrem tragischen Ende nicht verwunden haben - dabei wollte ich doch nur, dass sie meinen Verdacht endgültig beseitigt. Inzwischen aber weiß ich, dass sie das nicht konnte. Urkunden, die nach meiner Rückkehr aus der Emigration an mich gelangten, bestätigten, dass ich knapp drei Jahre nach meiner Geburt in Berlin von einem Ehepaar in Duisburg adoptiert worden bin.

„Ein Junge mit *dem* Namen hier in der Mulackstraße? Nicht dass ich wüsste!“ Der kleine Mann in Schiebermütze und Lederjacke, der sich als Alfons Hinze vorgestellt hatte, Angestellter in einer Zoohandlung am Alexanderplatz, beäugte mich misstrauisch. „Dabei hab ich mein Leben lang hier gewohnt.“

Nicht lang genug, sagte ich mir, zeigte aber doch auf das Haus, zu dem wir inzwischen gelangt waren - eine jener vielen Kriegsrüinen, die es im fünfundfünfziger Jahr noch in Berlin gab. Nur der Keller des Hauses schien bewohnbar zu sein, schwaches rötliches Licht schimmerte durch den Vorhang eines der dicht über dem Bürgersteig liegenden Fenster.

„Dieses Haus war es wohl!“

„Muss vor meiner Zeit gewesen sein“, sagte Hinze. „Die da noch wohnt aber, wohnt da schon ewig - und kennt auch jeden. Fragen wir sie doch.“ Schon wollte er an die Scheibe klopfen, da besann er sich. „Sie wird Besuch haben“, sagte er.

Ich fragte, ob wir stören würden. Hinze nickte bedeutungsvoll. „Ist zwar nicht mehr die Jüngste, schafft aber noch immer an. Besser ist, wir warten.“

Nieselregen fiel. Mich fröstelte in der kalten Novembernacht und dem viel zu leichten, noch aus Sydney stammenden Mantel. Ich zog die Schultern ein, schlug den Kragen hoch; auch dass ich die Hände in die Taschen schob, half wenig.

„Hocken wir uns doch eine Weile in die Kneipe Ecke Gormann“, schlug Hinze vor. „Dort kommt sie immer mal hin.“

„Könnte irgendwann sein.“

„Ach was“, meinte Hinze, „die taucht schon noch auf.“

Wir waren erst beim zweiten Bier und Korn, als eine vollbusige Frau, die trotz ihres schlohweißen Haars kaum älter als fünfzig wirkte, die Kneipe betrat und an einem Ecktisch Platz nahm, an dem schon ein vierschrötiger Mann saß, den sie offensichtlich kannte. Ihr Gesicht war gerötet - nicht so sehr vom Wetter, schien mir, als von der reichlich aufgetragenen Schminke. Ringe glitzerten an ihren Händen, und als sie ihren Mantel abgestreift hatte, den sie hinter sich auf die Bank gleiten ließ, sah man auch eine Brosche an ihrer Seidenbluse glitzern. Hinze versuchte, die Frau zu uns herüberzuwinken, doch sie sah ihn nur an. Der Mann guckte unwirsch und reckte die Schultern dabei.

„Wäre richtig nett, wenn Sie mal herkämen“, bat Hinze die Frau jetzt höflich. Mit einem kurzen Seitenblick holte er mein Einverständnis ein und wandte sich dann an den Wirt. „Eine Lage für drei!“

Die Frau ließ sich erweichen, sagte ein paar Worte zu dem Mann an ihrem Tisch und setzte sich dann zu uns - ihren Mantel ließ sie zurück. Sie musterte mich kurz.

„Auf Ihr Wohl!“, rief Hinze.

„Wäre das alles?“, fragte die Frau. „Oder was gibt's noch?“

Sie wartete. Hinze aber wirkte plötzlich befangen. Nur an mich gerichtet, sagte er: „Das ist sie. Erklären Sie's ihr doch selbst.“

Ich zögerte. Hemmungen waren in mir aufgekommen. Ich verschanzte mich hinter Andeutungen. Vor dreißig Jahren habe in ihrem Haus mal ein Kind gelebt, nach dem ich jetzt suche.

Damit konnte sie nichts anfangen. „Wie soll es denn geheißen haben?“, fragte sie.

Noch immer zögerte ich. Hinze fixierte mich noch misstrauischer als anfangs. Auf was hatte er sich da eingelassen? schien er zu fragen. Die Frau trank ihr Glas leer und stand auf.

„Was soll das?“, meinte Hinze zu mir. „Kommen Sie doch endlich zur Sache!“

„Finde ich auch“, sagte die Frau.

Ich überwand mich. Nicht um irgendein Kind ging es, sondern um eins, das Jizchak Filter hieß, bis es adoptiert wurde.

Die Frau setzte sich plötzlich. Es war, als könne sie stehend nicht ertragen, was sie da gehört hatte. Trotz ihrer Schminke war zu erkennen, dass sie blass wurde. Einen Augenblick lang schwieg sie, dann fragte sie: „Sind das etwa Sie?“ Ich nickte. Da breitete sie impulsiv die Arme aus und presste mich an sich. „Mein Jizchak!“, stieß sie hervor.

Der Geruch ihres Körpers, der sich mit dem Duft des süßlichen Parfüms vermischte, drängte sich vor jede andere Wahrnehmung meiner Sinne. Erst als ich mich von ihr befreit hatte und ihr in die Augen sah, durchfuhr es mich: Könnte das meine Mutter sein?

Als ob sie meine Gedanken erraten hätte, wehrte sie ab und hob die Hände dabei.

„Rachelas kleiner Jizchak!“, beteuerte sie leise. „Nur Rachelas.“

Hatte mich ihr Ausruf „mein Jizchak!“ in Vermutungen gestürzt, so lösten jetzt der Name Rachela und das Wörtchen „nur“ andere Überlegungen in mir aus - die Frau musste meine Mutter gekannt und sie auch um das Kind beneidet haben. Warum sonst dieses so wehmütige „nur“? Aus den Adoptionsurkunden ging hervor, dass zur Zeit meiner Geburt Rachela Filter eine siebzehnjährige ledige Verkäuferin gewesen war - um etliche Jahre jünger also als die Frau da vor mir. War es nicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass Rachela Hilfe und Rat bei ihr gesucht hatte? Als ich der Frau das andeutete, wurde ihr Ausdruck weich, ja geradezu mütterlich.

„Wie wäre Rachela denn sonst zurechtgekommen mit ihren siebzehn Jährchen?“, sagte sie. „Ein Kind ... ihre Arbeit bei Tietz, und sie ganz allein in Berlin. Ja, sie hat mich schon gebraucht!“

„Und ihr Mann, der Vater des Kindes, wo war denn der?“

„Männer“, entgegnete sie, wobei in der Betonung ein Leben voll Erfahrungen mitklang, „die Männer!“

„Könnte es sein, dass es mein wirklicher Vater war, der mich später adoptierte?“

„Wer auch immer“, entgegnete sie unwirsch, „ich hab ihm die Pest gewünscht, weil er uns den Jizchak genommen hat - dich weggenommen hat. Fast drei Jahre warst du bei uns. Und dann auf einmal nicht mehr. Das war nicht nur schlimm für Rachela. Auch für mich war's schlimm.“

Sie schwieg so lange, dass ich sie schließlich bitten musste, weiterzusprechen.

„Brauchst nicht Sie zu mir zu sagen, ich heiße Else“, sagte sie. „Else Nowack. Du also bist der Jizchak!“

Es war, als könnte sie es noch immer nicht fassen.

„So heiße ich längst nicht mehr.“

„Ich weiß, ich weiß!“, rief die Frau. „Aber damals, als du noch bei mir unten in der Kellerwohnung auf der Fensterbank gesessen hast, riefen wir dich Jizchak.“

Kindheitserinnerungen - mein Gott, ganz vage und sehr verschwommen erinnerte ich mich wirklich an eine Fensterbank mit Geranien und an Füße, die draußen auf dem Bürgersteig an mir vorübergezogen waren. Ich nickte stumm.

„Und was ist aus meiner Mutter geworden?“, fragte ich dann.

„Sie war schön“, rief die Frau und wick damit meiner Frage aus. „Rachela war schön und gut gewachsen. Dunkle Augen, dunkles Haar. Ja, sie war schön!“

„Was ist aus ihr geworden?“, wiederholte ich.

„Oh“, sagte die Frau und blickte jetzt verstört von mir weg. „Wir haben sie retten können. Es ist ihr nichts geschehen.“

„Nichts geschehen“, hörte ich da plötzlich den Mann vom Ecktisch rufen. „Was erzählst du da, Else!“

Ich erschrak. Einen Augenblick lang erwog ich, den Mann zu befragen, ließ es aber und setzte mich stattdessen so, dass die Frau mich anblicken musste.

„Ich vertrage die Wahrheit“, versicherte ich ihr. „Also sag mir bitte, was aus meiner Mutter geworden ist!“

„Wir haben sie retten können“, beteuerte sie wieder.

Da hielt es den Mann am Ecktisch nicht länger. Er schob hastig seinen Stuhl zurück, kam mit schweren Schritten auf mich zu und reichte mir die Hand.

„Du bist der Jizchak“, sagte er, „aber ich bin der, der immer auf der Straße die Prügel gekriegt hat, weil *ich* nämlich aussah wie ein Jud.“

Das zwang mich, ihn genau zu betrachten - es war denkbar, dass er in der Nazizeit wegen seiner krausen Haare, der dunklen Augen und der gebogenen Nase zu leiden hatte. Sosehr ich mich auch bemühte, erinnern konnte ich mich nicht an ihn. Wie sollte ich auch - das alles lag ja Jahrzehnte zurück!

„Sie kannten mich?“

„Klar kannte ich dich!“

„Und meine Mutter auch?“

„Auch“, sagte er. „Und was die Else da erzählt, ist alles Mumpitz. Du wolltest doch die Wahrheit wissen - oder?“ Er wandte sich an die Frau. „Jüdischer Friedhof in der Großen Hamburger - so war's doch, Else! Also, warum sagst du's ihm nicht?“

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Ist meine Mutter etwa dort begraben?“, fragte ich.

„Nein!“, schrie sie - es war zu spüren, dass sie litt.

„Von dort gingen doch die Transporte ab“, meldete sich Hinze, der die ganze Zeit geschwiegen hatte. Er blickte unsicher in die Runde. „Von dort hat man doch die Juden ...“

„Das versteht er schon“, unterbrach ihn der Mann, der zu uns getreten war.

„Wie könnte ich es nicht verstehen“, erwiderte ich dumpf und dachte an meine Eltern, die von Duisburg den Weg nach Auschwitz gehen mussten - sie blieben meine Eltern, was auch immer ich jetzt über das Leben und Schicksal meiner wirklichen Mutter erfahren hatte.

„Woran denkst du?“, fragte mich leise die Frau.

Ich sagte es ihr.

„Mein Gott“, rief sie aus, „was waren das nur für Zeiten!“

Verbannung

„Blumen pflücken während der Fahrt verboten“, sagte mein Vater.

Nicht einmal ein Lächeln konnte ich mir abringen. Ich starrte aus dem Abteifenster und ließ die Landschaft an mir vorbeiziehen - schneebedeckte Alpenketten und in den Tälern Wiesen, auf denen bunt der Krokus blühte. Nicht ein Wölkchen trübte den strahlendblauen Himmel, das Gras und die Krokusblüten glänzten frisch in der Sonne. Doch in mir sah es trüb aus. Mit jedem Meter, den die stetig höher kletternde Zahnradbahn zurücklegte, wusste ich mich meinem Schicksal näher - dem Kinderheim! Dieses verruchte Kinderheim zwischen den bayrischen Bergen - Weißkäse mit Schnittlauch zum Frühstück und hartes, schwarzes Brot, Frühsport und Mittagsruhe, lange Fußmärsche und kurz nach dem Abendbrot - ja, auch dann wieder Käse, Lauch und hartes Brot! - die strenge Stille des Schlafsaals. Noch vor Einbruch der Dunkelheit lagen wir in den Betten, sechzehn Sechsjährige in einem Raum, acht unter den Fenstern, die anderen gegenüber an der kalkweißen Wand, und - muckten uns nicht, wagten nicht, uns zu mucksen. Und das sollten Ferien sein! Für mich waren es keine gewesen und würden es auch diesmal keine werden, obwohl ich, jetzt drei Jahre älter, nicht zu fürchten brauchte, in diesen Schlafsaal verbannt zu werden.

„Was ist mit dir?“, fragte mein Vater.

„Mir geht es gut“, sagte ich.

„Mutter und ich werden dich sonntags besuchen“, versprach er.

„Braucht ihr nicht“, ließ ich ihn wissen.

Jetzt schwieg er. Mir war's recht so. Sollte ihn doch das Gewissen plagen. Er und die Mutter würden weiter in dem schönen Gasthaus wohnen, im großen Zimmer mit dem Blick auf den Bach und die Alpen - Frühstück auf der Veranda: Eier und Speck und würziger Kaffee, die fette Milch von den Kühen im Stall und das knusprig-braune, mit guter Butter bestrichene Brot. Sie würden wandern, wenn sie die Lust dazu hatten, oder in den Liegestühlen ruhen, und wenn die Sonne im Sinken war, würden sie einkehren in die Gaststube mit dem Edelweiß über der Tür und den Geweihen an den Wänden. Was die Bauern, die dort abends aus großen Krügen ihr schaumiges Bier tranken, zueinander sagten, hatte ich nie verstehen können. Doch es war gut gewesen, ihnen zuzuschauen, wenn sie an den rauen Holztischen würfelten oder Karten spielten, und gut, ihnen zuzuhören, wenn sie zur Zither ihre Lieder sangen. Ins Bett hatte ich immer erst später gemusst, zuweilen erst gegen elf - oh, diese Wonne, einschlafen zum Klang der Stimmen aus der Gaststube unten. Morgen, so hatte ich träumen können, wird mich Alfons, der Knecht, wieder in der Kutsche ausfahren, wenn's an der Zeit ist, neue Gäste vom Bahnhof zu holen oder abreisende dorthin zu bringen. Jetzt aber ... Was hatte ich eigentlich verbrochen, dass die Eltern sich wieder für dieses Kinderheim entschieden? Blumen pflücken während der Fahrt verboten - eine abgetakelte Floskel, für die mir jeder Sinn fehlte.

„Es kann nicht immer alles nach deinem Willen gehen“, sagte mein Vater.

„Aber nach deinem“, gab ich trotzig zurück.

„Allerdings!“

Ich sah ihn an. Jetzt hasste ich ihn. Was wusste er denn, wie's gewesen war. Ihn hatte keiner je in ein dunkles Blockhaus gesperrt, endlos lang und mitten am Tag -weshalb eigentlich war mir das passiert? Weil ich mal ein paar Worte geflüstert hatte während der Mittagsruhe? Ihm hatte auch keiner die Schokolade versagt (die eigene Schokolade!), während die anderen sich vor dem süßen Schrank anstellen durften und ihr Stück bekamen. Kein Schlafsaal je für ihn mit dieser Pritsche von einem Bett. Und auch kein fader weißer Käse mit Lauch.

„Nun hör mal gut zu!“, sagte mein Vater.

Doch ich starrte schon wieder zum Fenster hinaus, blind für die Landschaft - blöde Berge, blöde Täler, und was für stumpfsinnige Biester sind diese Kühe auf den Wiesen!

„Steig ruhig aus und pflück Blumen“, riet ich meinem Vater. „Ich finde schon allein hin. Weiß noch ganz gut wo's ist.“

„Den Ton kannst du dir sparen!“, sagte er.

„Ihr wollt mich doch beide bloß loswerden“, entgegnete ich. Das Gesicht hielt ich abgewandt. Er sollte nicht sehen, wie ich mit den Tränen kämpfte.

„Das bildest du dir ein“, sagte er. „Andere Kinder wären ...“ „... froh und dankbar“, fiel ich ihm ins Wort. „Richtig“, sagte er.

„Bin ja so froh und dankbar“, sagte ich leise. „Richtig froh und dankbar.“

Und das Schlimmste war: Er schien es mir zu glauben - das war noch schlimmer als unser Abschied beim Tor des Kinderheims, diesem mit einer Kette gesicherten Eisentor, das mir so hoch schien wie ein Haus, und unüberwindlich dazu.

Zito

Zito war nicht mein Hund - doch als ich nach der Auswanderung meiner Vettern seine Pflege übernahm, betrachtete ich mich bald als sein Herrchen. Mir, und niemandem sonst, sollte jetzt dieser schöne, braunschwarze, oft preisgekrönte Schäferhund gehören. Weit mehr noch als die Preise aber beeindruckte mich, dass er mir aufs Wort parierte. Und wie geduldig er sich von mir zausen ließ, ohne je auch nur nach meiner Hand zu schnappen. Selbst wenn ich mich übermütig auf ihn warf, ihn balgend auf den Rücken rollte, biss er nicht zu, gab er nur, kam ich ihm gar zu bunt, ein warnendes Knurren von sich. Streichelte ich ihn dann, war er gleich wieder friedlich. In meinem zehnjährigen Leben hatte sich mir kein anderes Wesen so bedingungslos ergeben. Nach kurzer Zeit schon hätte ich mich eher von jedem meiner Freunde als von dem Hund getrennt. Ich liebte Zito. Was Wunder, dass ich bis heute die Leere nachempfinde, jene tiefe Traurigkeit, die mich befiel, als mich eines Tages kein freudiges Bellen mehr begrüßte. Wo war Zito, was war geschehen?

„Es ist über ihn verfügt worden“, sagte mein Onkel.

Ich begriff diese Worte nicht. Und allein schon deswegen gab ich keine Ruhe, bis ich erfahren hatte, dass tags zuvor zwei Männer gekommen waren, um Zito abzuholen. Er sollte als Polizeihund abgerichtet werden. Zito - ein Polizeihund! Damit wollte und konnte ich mich nicht abfinden. War das nicht rückgängig zu machen? Irgendwie! Vielleicht half es, wenn ich hinlief und inständig um den Hund bat. Und so fragte ich schließlich den Onkel nach dem Aussehen der beiden Männer.

„Das musst du mir sagen, bitte!“

„Sie trugen Hüte und Ledermäntel mit Hakenkreuzen in den Aufschlägen.“

Das schien mir eher eine Warnung als eine Beschreibung zu sein, und ich sagte verwirrt:

„Und mit denen ist Zito einfach so mitgelaufen?“

„Am Ende schon“, erwiderte mein Onkel, und dann deutete er auch an, wohin sie den Hund gebracht hätten. „Nach Essen, wie ich hörte.“

„So weit!“, rief ich. Nur einmal war ich in diese Stadt gekommen, nach einer schier endlosen Zugreise durch düstere Industrielandschaften mit rauchenden Schloten, und der Gedanke, dass Zito nun irgendwo zwischen Bergwerken und Fabriken verschollen war, bestürzte mich. „Dort finde ich ihn nie!“

„Es hat ja auch keinen Sinn“, meinte mein Onkel.

Vorwurfsvoll sah ich ihn an. Dann aber verriet mir sein Mienenspiel, dass er sich nicht hatte fügen wollen, sondern fügen müssen - etwas von der Macht, die es den beiden Männern ermöglicht hatte, Zito abzuholen, hatte sich auch auf mich übertragen. Wortlos wandte ich mich ab und hockte mich auf die Hundehütte neben dem Haus. Ich weinte nicht, ich starrte ins Nichts und dachte so sehnsüchtig an Zito, dass ich glaubte, ein Winseln zu hören und zu sehen, wie der Hund die Schnauze hob und mich mit leicht geneigtem Kopf musterte. Als ich ihm zurief, spitzte er die Ohren. Und dann liefen wir wie gewohnt aus meines Onkels Garten bis hin zum botanischen Garten und in den Stadtwald hinein. Zito hielt sich dicht an meiner

Seite, leichtfüßig und locker auf Wegen, über denen die Blätter im Winde rauschten. Wir liefen, bis wir das Waldhäuschen erreicht hatten, in dem wir unterschlüpften. Hier sind wir sicher, stieß ich atemlos hervor. Der Hund schien mich zu verstehen, er presste sich an mich, und ich barg meinen Kopf in seinem Fell. Jetzt erst kamen mir die Tränen. Denn ich fühlte ja nichts, roch nichts, vernahm nicht den leisesten Hundelaut. Die Vision von Zito zerstob. Es gab keinen Zito mehr, kein Balgen auf der Wiese mit ihm, keine Jagd durch den Wald, und niemals mehr würde er für mich über Zäune und Gräben setzen oder, kraftvoll schwimmend vor der weit gezogenen V-Spur seiner Rute, auf dem Fluss einen Stock apportieren. Er war unter die Fuchtel geraten - endgültig! Mit der Peitsche oder mit Tritten gar würden sie ihn abrichten, bis er ein Polizeihund und nicht mehr mein Zito war. Essen! Wie weit entfernt war diese Stadt, wo sollte ich ihn suchen, und was war auszurichten gegen Männer mit Hakenkreuzen in den Aufschlägen von Ledermänteln!

Doch dann - schwacher Mensch, starkes Tier! -, nach vier langen Tagen, als längst auch ich mich jener ruchlosen Verfügung unterworfen hatte ...

„Zito, bist du das? Bist das wirklich du?“

Im Dämmerlicht, vor meines Onkels Haus, stand Zito - zerzaust und, das merkte ich sofort, irgendwie von Sinnen. Ein durchgebissenes Stück Lederriemen hing festgehakt an seinem Halsband. Er winselte nur, als ich meine Arme um seinen Hals schlang, schlich mir mit geducktem Kopf in den Garten nach und verkroch sich in die Hundehütte. Zwar schleckte er den Wassertopf leer, den ich ihm hinstellte, doch er fraß nicht - nicht an diesem Abend und auch nicht am nächsten Tag, als die zwei Männer in Hüten und Ledermänteln kamen, um ihn wiederzuholen.

Entdeckung

Seit mehr als einem Jahr schon sprach meine Mutter nur in den höchsten Tönen von Susi Lenz - nichts gab es auszusetzen an ihr, für sie war Susi die Perle von einer Tochter: höflich, zurückhaltend und bescheiden, ein nicht nur begabtes, sondern auch fleißiges Mädchen, das immer sauber und ordentlich war. Diese Vorhaltungen irritierten mich, den damals Zwölfjährigen, nicht wenig, und ich gelangte schließlich zu der trotzigen Einsicht, dass es für weibliche Wesen wohl leichter war, so beispielhaft zu sein. Es musste an ihrer Beschaffenheit liegen. Jedenfalls schien es mir allmählich ein Segen, dass Susi, nicht in Duisburg, sondern in Essen wohnte und allein schon der Entfernung wegen nur in Begleitung ihrer Mutter zu uns kam - einmal jeden zweiten Monat, an den Bridgenachmittagen in unserem Haus. Öfter hätte ich dieses Musterkind auch kaum ertragen können ...

Musterkind? Mit vierzehn gab sich Susi schon wie eine Dame - sie ahmte ihre Mutter nach, die Frau eines wohlhabenden Exportkaufmanns, der sie sehr ähnlich sah. Susi war zierlich, filigran wie eine Porzellanpuppe, mit schlanken Händen und schmalen Füßen. Ihr dunkles Haar glänzte seidig, und stets lag in ihren strahlenden Augen ein Hauch von Unschuld. Selten hob Susi die Stimme, meist flüsterte sie. Sie ließ sich nie zur Eile treiben - sie schritt einher; sie lachte nicht - sie lächelte nur; erzählte nicht bloß, sondern übte sich in Konversation. Wenn sie sich umsah, war es, als entdeckte sie alle Dinge neu – ein Bild, eine Vase, ein Figürchen, eine Spitzendecke wirkten unter ihren erstaunten Blicken wie plötzlich dort hingezaubert.

Anfangs hatte Susi mich ziemlich beeindruckt, mich geradezu überwältigt, und ich hatte versucht, mich ihr anzupassen. Je deutlicher ich aber erkannte, wie wenig wir gemein hatten, um so mehr rückte ich ab von ihr. Sie wurde mir von Mal zu Mal unausstehlicher, und ich begann jene Bridgenachmittage meiner Mutter zu hassen, suchte und fand Ausreden, mich davonzumachen, und erschien erst wieder, wenn es an der Zeit war, mich von Susi zu verabschieden.

„Ich hoffe, du hast dich nicht gelangweilt“, brachte ich dann mit abgewandtem Blick hervor, „ich hatte Dringendes zu tun.“

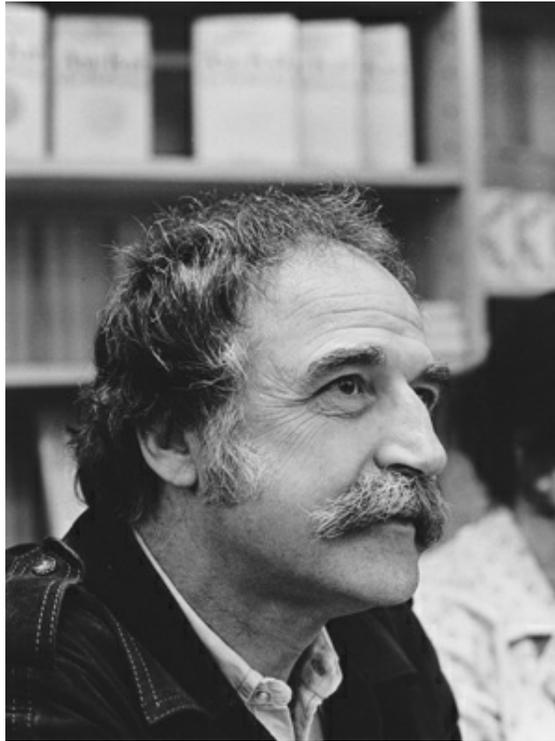
„Aber das macht doch nichts“, erwiderte Susi stets. „Es war wie immer recht amüsant.“

Und dann ging sie so gelassen und kühl, wie sie gekommen war, ganz die kleine Dame des Exporthauses Lenz, deren modische Kleider bis ins Detail hinein auf sie abgestimmt waren. Sie winkte zum Abschied, lächelte und flötete: „Auf Wiedersehen!“

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Kaufmann/Krokodil/krokodil.htm> ***

Walter Kaufmann



Walter Kaufmann (eigentlich Jizchak Schmeidler) wurde 1924 in Berlin als Sohn einer jüdischen Verkäuferin geboren und 1926 von einem jüdischen Anwaltsehepaar adoptiert. Er wuchs in Duisburg auf und besuchte dort das Gymnasium. Seine Adoptiveltern wurden nach der Reichskristallnacht verhaftet, kamen ins KZ Theresienstadt und wurden im KZ Auschwitz ermordet. Ihm gelang 1939 mit einem Kindertransport die Flucht über die Niederlande nach Großbritannien.

Dort wurde er interniert und 1940 mit dem Schiff nach Australien gebracht. Anfangs arbeitete er als Landarbeiter und Obstpflücker und diente als Freiwilliger vier Jahre in der Australischen Armee.

Nach 1945 verdiente er seinen Lebensunterhalt als Straßenfotograf, auf einer Werft, im Schlachthof und als Seemann der Handelsmarine. 1949 begann er seinen ersten Roman, der 1953 in Melbourne erschien.

1957 übersiedelte er in die DDR, behielt jedoch die australische Staatsbürgerschaft. Seit Ende der 1950er Jahre ist Walter Kaufmann freischaffender Schriftsteller. Ab 1955 gehörte er dem Deutschen Schriftstellerverband und ab 1975 der PEN-Zentrum der DDR, dessen Generalsekretär er von 1985 bis 1993 war. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Walter Kaufmann war außerdem in mehreren DEFA-Filmen als Darsteller tätig, teilweise unter dem Pseudonym John Mercator.

Auszeichnungen

1959: Mary Gilmore Award

1961, 1964: Theodor-Fontane-Preis des Bezirkes Potsdam

1967: Heinrich-Mann-Preis

1993: Literaturpreis Ruhrgebiet

Bibliografie

Werke in englischer Sprache

Voices in the storm. Australian Book Society, Melbourne 1953.

The curse of Maralinga and other stories. Seven Seas Publishers, Berlin 1959.

American encounter. Seven Seas Publishers, Berlin 1966.

Beyond the green world of childhood. Seven Seas Publishers, Berlin 1972.

Werke in deutscher Sprache

Wohin der Mensch gehört. Verlag Neues Leben, Berlin 1957.

Der Fluch von Maralinga. Aus dem Englischen übersetzt von Johannes Schellenberger. Verlag Neues Leben, Berlin 1958.

Ruf der Inseln. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette und Elga Abramowitz. Verlag Volk und Welt, Berlin 1960.

Feuer am Suvastrand. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette, Bernd Hanisch und Elga Abramowitz. Aufbau-Verlag, Berlin 1961.

Kreuzwege. Verlag Neues Leben, Berlin 1961.

Die Erschaffung des Richard Hamilton. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1964.

Begegnung mit Amerika heute. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1965.

Unter australischer Sonne. Deutscher Militärverlag, Berlin 1965.

Hoffnung unter Glas. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1966.

Stefan – Mosaik einer Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Edition Holz im Kinderbuchverlag, Berlin 1966.

Unter dem wechselnden Mond. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1968.

Gerücht vom Ende der Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Vietinghoff. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1969.

Unterwegs zu Angela. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag der Nation, Berlin 1973.

Das verschwundene Hotel. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag Junge Welt, Berlin 1973.

Am Kai der Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt von Elga Abramowitz u. a. Verlag der Nation, Berlin 1974.

Entführung in Manhattan. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Kinderbuchverlag, Berlin 1975.

Patrick. Verlag Junge Welt, Berlin 1977.

Stimmen im Sturm. Aus dem Englischen übersetzt. Verlag der Nation, Berlin 1977.

Wir lachen, weil wir weinen. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1977.

Irische Reise. Kinderbuchverlag, Berlin 1979.

Drei Reisen ins gelobte Land. Brockhaus, Leipzig 1980.

Kauf mir doch ein Krokodil. Edition Holz, Berlin 1982.

Flucht. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1984.

Jenseits der Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Kinderbuchverlag, Berlin 1985.

Manhattan-Sinfonie. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik und Wilhelm Vietinghoff. Militärverlag der DDR, Berlin 1987.

Tod in Fremantle. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1987.

Die Zeit berühren. Berlin 1992.

Ein jegliches hat seine Zeit. Berlin 1994.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo. Dietz Verlag, Berlin 1997.

Über eine Liebe in Deutschland. Dietz Verlag, Berlin 1998.

Gelebtes Leben. Dietz Verlag, Berlin 2000.

Amerika. BS Verlag, Rostock 2003.

Die Welt des Markus Epstein. ddp goldenbogen, Dresden 2004.

Im Fluss der Zeit. Ditrich Verlag, Berlin 2010.

E-Books von Walter Kaufmann

Stefan – Jenseits der Kindheit

Die mosaikartig zu einem Ganzen zusammengefügt achtundzwanzig kleinen Erzählungen dieses Buches sind im wahrsten Sinne des Wortes brillant geschrieben. Sie handeln von Erlebnissen aus Kindheit und Jugend des bekannten Autors. Alles, das Freudige und das Bittere, von dem hier erzählt wird, sieht der Leser mit Stefans Augen, den Augen eines Kindes, und hört er mit Stefans Ohren, den Ohren eines Kindes. In schlichter Weise erzählt Walter Kaufmann über jene Zeit wie über ganz gewöhnliche und sich in den Alltag einfügende Begebenheiten, wie über gar nichts Außergewöhnliches. Im Mittelpunkt der Handlungen steht Stefan, der Sohn eines jüdischen Rechtsanwaltes. Von Geschichte zu Geschichte wird Stefan älter, aber auch reifer. Viel Schmerzliches liegt schon hinter ihm, als er mit fünfzehn Jahren Deutschland verlässt und nach England in die Fremde fährt. Nur die Mutter hatte Stefan zur Bahn bringen können; der Vater befand sich schon in Dachau. Selbst in England war die Sicherheit trügerisch - interniert, deportiert, endet seine Kindheit inmitten der australischen Wüste.

Wohin der Mensch gehört

Über die sorgenfreie Kinderzeit, die Stefan, Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, in seinem Elternhaus verbringt, fallen unheilvolle Schatten. Die grausame Kristallnacht wird dem Jungen zum bestimmenden Erlebnis. Der Sechzehnjährige flieht aus Deutschland, und die bitteren Jahre des Exils bedeuten für ihn Jahre der Bewährung. Wie der „Staatenlose“ in Holland umherirrt, wie er zweifelt und fehlt, wie er voller Erwartung von England nach Australien gelangt und welche Fülle von Erlebnissen und Begebenheiten der neue Kontinent für ihn birgt, davon erzählt dieser Roman. Viele Menschen treten in Stefans Leben: Da ist Albert, der Freund aus Deutschland, der dem verzweifelten Emigranten beratend zur Seite steht, da sind Bill und Jack, australische Arbeiter, die ihm weiterhelfen, da ist vor allem Ruth, die Stefan in aufrichtiger Liebe auf seinem schicksalhaften Wege folgt.

Der Fluch von Maralinga

Siebzehn Jahre hat Walter Kaufmann in der englischen Welt zugebracht, vorwiegend in Australien, wo er sich sein Brot als Arbeiter im Hafen und im Schlachthaus, als Obstpflücker und als Straßenfotograf verdiente. Während des Krieges gehörte er der australischen Armee an, und nach dem Kriege fuhr er als Heizer zur See. Die Länder und die Leute, die er beschreibt, kennt er aus eigener Anschauung; das gibt seinen Erzählungen Farbe und Lebendigkeit - ob es sich um das Schicksal australischer Eingeborener im „Fluch von Maralinga“ handelt, um die Liebe des Matrosen Keith zu Caroline im „Ruf der Inseln“ oder um Maria, ein „Mädchen von Neapel“, das, fast noch ein Kind, sich Fremden anbietet. Immer wieder gelingt es Walter Kaufmann, durch das Gestalten einer besonderen Begebenheit das Große und Umfassende des Lebens erkennen zu lassen; seine vielfältigen Erzählungen sind wie Fenster, durch die ein weites Panorama sichtbar wird.

Kreuzwege

Gestern noch war Ron Prentice Farmgehilfe in dem australischen Städtchen Haybrook - doch nach dem nächtlichen Zwischenfall kam es zum Bruch zwischen ihm und Ed Cox, dem stiernackigen Boss. Ron benutzt diese Gelegenheit, um der Enge des Elternhauses zu entfliehen und seinem Traum vom ungebundenen Seemannsleben näher zu kommen. Doch zunächst packt ihn die Wirklichkeit in einer Melbournner Großgarage hart an, ehe er gute Kameraden findet, Seeleute, die ihn als Kohlentrimmer auf einem Küstensteamer unterbringen. Das sind Kerle, die zusammenhalten, wie er es in seinem jungen Leben noch nicht kennengelernt hat. In der erregenden Atmosphäre der Großstadt trifft er Katharine Miles, die verwöhnte Tochter eines Architekten, die eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem unverbrauchten, willensstarken, Seemann fasst. Katharine weiß, dass sie ihre Vergangenheit überwinden muss, wenn sie Rons Liebe erringen will. Wie stark ist aber diese Vergangenheit, die in der Gestalt des Dr. Jan Borowski in der Gegenwart ihrer Leidenschaft lebt?

Die Erschaffung des Richard Hamilton

Australien, Kuba, Süd- und Nordamerika, die bevorzugten Schauplätze von Walter Kaufmanns Storys, gelten als literarische Heimat des Exotismus, als Reservate der Abenteuerbücher und „Western“. Und der Leser von Kaufmanns Geschichten wird, was die Originalität der Erfindung, die Fülle an „unerhörten Begebenheiten“ und den buntfarbenen Hintergrund anbelangt, auch durchaus nicht enttäuscht. Aber dem Autor geht es nicht in erster Linie um ein fremdartiges Kolorit und um außergewöhnliche Ereignisse. Er schildert vielmehr das Abenteuerliche im Leben seiner Figuren als Bewahrungspunkt ihrer gesellschaftlichen Existenz, und er vermag noch in den sozialen Randgestalten die charakteristischen Probleme eines Landes sichtbar zu machen, weil er deren Dasein aus eigener Anschauung und aus eigenem Erleben kennt. Denn auch eine überdurchschnittliche Fantasie allein würde schwerlich ausreichen, um einen Schriftsteller in so viele Häute schlüpfen zu lassen. Sowenig nämlich die Ich-Erzähler dieser Storys mit Walter Kaufmann identisch sind, sowenig sind sie andererseits nur Produkt seiner Einbildungskraft.

Unter dem wechselnden Mond

In diesem Band sind achtzehn der besten Shortstories Walter Kaufmanns vereint, Geschichten aus dem buntfarbenen Milieu südlicher Inseln und Kontinente, Geschichten um See- und Schauerleute, Globetrotter und Outcasts. Diese Stories führen den Leser auf die Schauplätze einer weiten Welt, strahlend im Glanz kalter Lichter und voll unverhoffter Abenteuer. Das Abenteuerliche aber wird nicht um seiner selbst willen dargestellt, denn in außergewöhnlichen Situationen haben sich Charaktere zu bewähren. Und der Autor vermag noch in den Menschen am Rande der Gesellschaft Lebensfragen unserer Epoche deutlich zu machen.

Unterwegs zu Angela

Seit Angela Davis 1972 durch eine machtvolle internationale Solidaritätsbewegung vor lebenslanger Haft oder der Todesstrafe bewahrt werden konnte, verbinden sich in ihrer Person die politischen Linien zwischen den progressiven Basisbewegungen der 1960/70er Jahre und jenen der Ära des George W. Bush. Walter Kaufmann nimmt uns mit seiner 1973 verfassten Reportage mit auf eine Reise, die uns nicht nur Angela Davis als Person nahebringt, sondern durch die zeitgeschichtlichen Impressionen auch hilft, die Ereignisse um Angela Davis' politischen Prozess in ihrem historischen Kontext zu begreifen.

Am Kai der Hoffnung

Was uns an Walter Kaufmanns Geschichten so fesselt, ist nicht allein die ungewohnte Exotik der Südsee oder das, was wir oberflächlich oft als Seemannsromantik empfinden. Wer genauer hinsieht, erkennt: Das sind richtige Shortstories, nicht geschrieben um der Reize eines bunten Ansichtskartenmilieus willen. Die Exotik dieser Stories ist zwar farbig und in ihrer Farbigkeit zuweilen sogar krass, aber sie ist auch hart, bitter und ernst. Der Globetrotter Kaufmann erzählt hier von der einfachen, zärtlichen, guten und enttäuschten Liebe der Billys, Jacks und Johns, ihrem Leben als Seeleute, Docker und Farmer. Immer sind es Berichte von echten, sozial fest umrissenen Schicksalen, gelebt von Menschen, die sich ihrer Haut zu wehren haben gegen eine nicht immer gerade friedliche Natur und eine unbarmherzige gesellschaftliche Umwelt.

Entführung in Manhattan - Das verschwundene Hotel

Alles ging blitzschnell. Leon konnte sich nicht mehr losreißen. Ehe er überhaupt wusste, was los war, spürte er schon die Spitze des Messers zwischen den Schulterblättern. Zwei Jungen umklammerten ihn mit hartem Griff und schleppten ihn in einen dunklen, kalten Keller, ihr Versteck. So wird der elfjährige Leon von Jugendlichen entführt, und die Bande verlangt von seiner Mutter, einer Reinemachefrau, tausend Dollar Lösegeld. Nüchtern, sachlich, spannend erzählt Walter Kaufmann vom Leben der Menschen in der unerbittlichen, gierigen Großstadt New York.

Patrick

Ein Buch über Patrick, einen armen irischen Jungen in Belfast.

Kauf mir doch ein Krokodil

Walter Kaufmann geht dem Schicksal seiner Mutter nach, dem seiner Lehrer und Freunde aus der Kindheit. Als fünfzehnjähriger jüdischer Junge gelang es ihm, aus dem faschistischen Deutschland zu entkommen, während seine Adoptiveltern den Weg nach

Auschwitz gehen mussten. Als Erwachsener nach Berlin zurückgekehrt, stößt er auf Spuren seiner Vergangenheit. Nicht alle Geschichten des Buches folgen diesem Thema: Andere berichten von Erlebnissen auf Reisen, die der Autor als Seemann auf Frachtschiffen der DDR unternahm oder ihn als Berichterstatter nach London und New York führten.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

Die Wege des Erzählers führen um die Welt - von fernen australischen Küsten zu südamerikanischen und in die Karibik, von den großen Metropolen Tokio, New York, London und Berlin ins mecklenburgische Land. Und durch die Zeiten der fünfziger Jahre bis in die neunziger der deutschen Wende. Es sind Begebenheiten zur See und zu Lande, Erinnerungen an Menschenschicksale, so vielfältig und eigenartig wie die Schauplätze, die Walter Kaufmann zu meisterlicher Kurzprosa angeregt haben.

Gelebtes Leben

Wohin immer es Walter Kaufmann vor oder während der Arbeit an diesem Buch verschlagen hat, sei es auf Melville Island im fernen Norden Australiens, an die Ufer der Seine in Paris, ins israelische Arraba, an die baltische Ostseeküste oder an die Kreuzung zweier Highways im Staate New York, stets blieben im Netz seiner Erinnerung einmalige Begebenheiten, die zum Schreiben herausforderten. In diesem Geschichten-Kaleidoskop zeigt sich die Spannweite zwischen Region und weiter Welt, zwischen Vertrautem und Fremdem, zwischen kleinen Verhältnissen und exotischen Abenteuern, zwischen sozialer und künstlerisch-literarischer Erfahrung, die Walter Kaufmanns Werk schon immer auszeichnet.

Die Welt des Markus Epstein

Wie Perlen an einer Kette reiht Walter Kaufmann in diesem Buch 105 autobiografische Geschichten auf. Sie führen von seiner Heimatstadt Duisburg weit in die Welt des vergangenen Jahrhunderts. Menschen dreier Kontinente treten ins Licht - unverwechselbar alle uns so unterschiedlich wie die Länder ihrer Herkunft. Kaufmann, der mit jungen Jahren aus Nazideutschland floh, in Australien Soldat, Hafenarbeiter und Seemann war, Reporter in Irland, Israel und den USA, kannte sie alle - erkannte sie in ihrer Beschaffenheit und ihren Eigenheiten: Kinder und Greise, Schurken und Heilige, Gestrauchelte und Sieger, Männer der Seefahrt und der Arbeitswelt anderswo, und beherzte Frauen von großer Anmut und warmherziger Offenheit.

Voices in the storm

In this his first novel Walter Kaufmann tells with stark realism the story of a group of underground fighters against Hitler. Woven into the heroic pattern of struggle and resistance, is the life story of a Jewish boy who sees his family disintegrating before the

onslaught of Hitler's thugs. With the passion of one who has lived through many of the events described in *Voices in the Storm*. Walter Kaufmann presents an unforgettable picture of the face of fascism. Written in this country, the novel is a living link between the turbulent days of the thirties in Germany and Australia, raising anew problems we hoped had belonged to the past.

Beyond the green world of childhood

This collection of reminiscences traces the impact of the coming to power of the Nazis as seen through the eyes of a boy and youth. His friend Georg's question, "Why do the Nazis hate the Jews?" comes as an electric shock to Stefan, for though he had subconsciously felt it, not till that moment did he consciously think about it. The boys were then eleven years old. The twenty-six stories form a pattern-first the halcyon childhood memories of home, the first important boyhood friendship and the growing awareness of the horrors of Nazism; the parting from all that life holds dear-the departure into the unknown.

Weitere Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>